

Erzgebirgische Heimatblätter



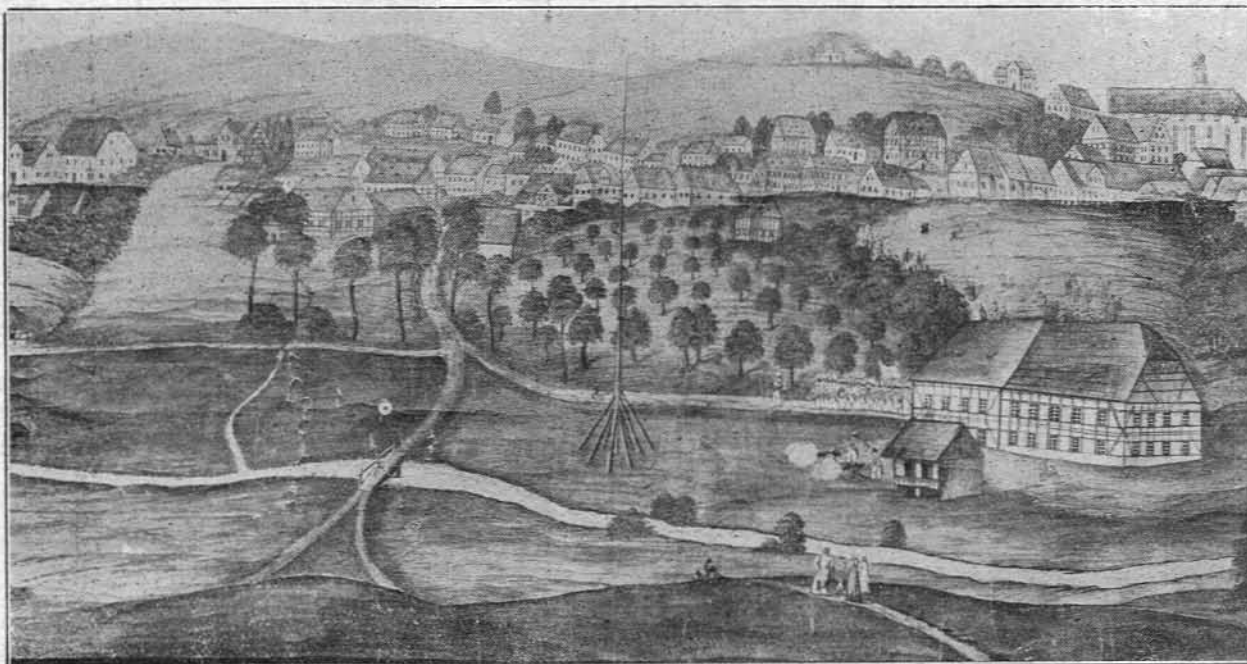
Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 23. — Sonntag, den 28. August 1927.



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 242 und 249.

Aus dem Buchholz von Einst.



Der einstige Buchholzer Schießhausplatz.

Vorstehendes Bild zeigt eine lokalhistorische Stätte unserer Stadt am Buchholz: Den Schießhausplatz mit dem alten Schützenhaus, ein Schank- und Tanzsaalgebäude mit Wohnung, das dazugehörige Wassergebäude, das Schießstandgelände und das Kegelschubgebäude. Viele unserer Stadt werden sich noch erinnern, wie lustig es immer in dem alten Schießhaus zugeht. Viele große Festlichkeiten wurden hier abgehalten, so auch das 4. Obererzgebirgische Gesangsverbandsfest am 20. August 1850. Fast allsonntäglich huldigten Mitglieder der Priv. Schützen-gilde von Buchholz auf den einfachen Schießständen am Schieß-hause dem Schießsport. Geschossen wurde dort entlang der Sehma in der Richtung der heutigen Rostfabrik bis zur Männerturnvereinshalle.

Am 24. Juli 1893, früh ¼ 5 Uhr, brannte das weit über die Mauern von Buchholz hinaus als gute Schank- und Speise-stätte und als Ballhaus bestens bekannte Schießhaus ab. Besitzer war Hr. St. Oswin Otto, der das Schießhaus erst vom 1. Mai 1893 ab bewirtschaftete. Der Wirt und seine Familien-angehörigen sowie seine Bediensteten hatten sich gerade zur Ruhe begeben. War doch die Unglücksnacht eine Nacht von einem Sonntag zum Montag, eine Nacht, in der das Tanzbein auf dem Schießhaussaale tüchtig geschwungen worden war. (Charleston wurde aber noch nicht getanzt!) Auch in den übrigen Schankräumen hatte reges Leben geherrscht, fand doch am Sonntag die Weihe einer neuen Fahne für die Posamentier-meisterinnung statt. Die Weihe der Fahne war durch Herrn Pastor Püschel vollzogen worden. An derselben nahmen viele Buchholzer Ortsvereine und Innungen mit ihren Fahnen teil. Die geweihte Fahne und alle übrigen Vereins- und Innungs-fahnen waren auf der Gallerie des Schießhaussaales aufgestellt. Feuchtfröhliche Weihestunden dehnten sich bei den Teilnehmern

bis weit über Mitternacht hinaus und so kam es, daß fast alle Ortsvereine ihre Fahnen im Schießhaussaale stehen ließen. Lediglich die eben geweihte Fahne der Posamentierinnung nahm ein eifriger Buchholzer Posamentiermeister mit in seine Wohnung. Nach 2 Uhr hatten die letzten Gäste die Lokalitäten verlassen. Die Bewohner des Schießhauses lagen im tiefen Schlummer, als sie durch Feuerlärm aus dem Schlafe geweckt wurden, welcher zunächst von dem Bäckergehilfen Albin Süß und den Bäckerlehrlingen Emil Hilbert und Martin Burkert, sämtliche bei Bäckermeister Hermann Wagner (jetzt Geißler'sche Bäckerei), die das Feuer von da aus zuerst bemerkt hatten, geschlagen wurde. Es brannte zuerst nur in der Nähe des Schornsteines und dem Oberboden des Schießhauses. Das Feuer hatte jedoch im Nu den ganzen Dachstuhl erfaßt. An eine Rettung des Gebäudes war trotz der Anwesenheit sämtlicher 5 Feuer-wehrkompagnien von Buchholz mit 5 Spritzen und Zubringern, der Cunersdorfer, Annaberger und Frohnauer Feuerwehren, nicht zu denken. Das Gebäude brannte vollständig nieder.

Das ganze Schießhausgelände hat sich seitdem wesentlich verändert. Die abgebrannten und die durch die Löscharbeiten demolierten Gebäude wurden abgetragen. Das Hauptgebäude, der jetzige Fremdenhof „Deutscher Kaiser“, wurde an die neu-gebaute fiskalische Talstraße gerückt. Das Wassergebäude war durch den Anschluß des neuen Gebäudes an die Hochdruckwasser-leitung überflüssig geworden und das Schießstandgebäude wurde deshalb nicht wieder errichtet, weil das fernere Schieß-en auf dem Terrain überhaupt eingestellt und nach den neu-geschaffenen Schießstandanlagen am Stadtwalde nahe der alten Schlettauer Straße verlegt wurde. Das Kegelschubgebäude wurde in das Hauptgebäude mit eingebaut.

Wie das Erzgebirge Industrieland wurde.

Von Dr. Siegfried Sieber.

Ein Kapitel aus meinem in Vorbereitung befindlichen Erzgebirgsbuch.

Die Industrie des Erzgebirges beruht auf Bodenschätzen, Holzreichtum, Wasserkräften und billigen, gewandten Arbeitern. Wenn Erz- und Holzreichtum sich erschöpften, wenn die zuverlässige Dampfmaschine das unbeständige Wasserrad überwand, wenn in Kriegen und Seuchen die Arbeiterzahl sank, wenn Verkehr und Absatz stochte, jedesmal mußte die erzgebirgische Wirtschaft umgestellt werden. Frühzeitig überpölkert, wird das Erzgebirge bei Erlöschen des Silberblüts im 16. Jahrhundert zu Deutschlands fleißigstem Gewerbeland. Vater August und sein Berater Rochus von Lynar brachten Mühlen, Hämmer, Schmelzhütten und Zünfte in ihren Leistungen vorwärts. Als dann der 30jährige Krieg alle Ansätze zu künftiger Industrie vernichtet hatte, baute vornehmlich August der Starke die Gewerbe und Manufakturen wieder auf. Jedoch der 7jährige Krieg und die Hungersnot von 1771 zerstörten die neuen Reime. Als gegen 1800 ein dritter Aufschwung gekommen schien, rissen die Napoleonischen Kriege und das Eindringen der Spinnmaschine um 1807 tiefe Lücken in die erzgebirgische Industrie. Doch jedesmal, wenn Maschinen die Handarbeiter brotlos machten, lieferten diese neue Waren, die von der Maschine nicht gleich nachgeahmt werden konnten. Von 1833 an, seit der Begründung des deutschen Zollvereins, vervielfältigt sich das Fabrikwesen im Erzgebirge. Die ersten Gebirgsbahnen werden seit 1858 gebaut, die Gewerbefreiheit lockert alle Kräfte auf. Deutschland wird einig und hängt seine Maschinen an die Treibriemen der Weltwirtschaft. Seither läßt sich die Bunttheit und Fülle der Gewerbe und Industrien im Erzgebirge nicht mehr meistern, bis der Weltkrieg Heereslieferungen erzwingt und nach der Umwälzung alte Zweige zerbrechen, neue Schöflinge sich hervorwagen. Kastlos, unverdrossen schaltet der Erzgebirger sich immer wieder in neue Wirtschaftsweisen ein.

Manche alte Mühle erzählt dir Wunderdinge aus vergangenen Tagen. So ist Hammer Leubsdorf, nahe Oederan, Jahrhunderte lang Eisenhammer, wird dann zur Mühle erniedrigt, erhebt sich aber 1838 zur Baumwollgarnfabrik. Oder seine Nachbarin die alte Delmühle im Löbnitztal gegenüber Augustsburg muß als Knochenmühle dienen, wird dann Schafwoll- und endlich Baumwollspinnerei. Gerade die zahlreichen Mahl-, Oel-, Woll-, Schleif- und Schneidemühlen alter Zeit sind oft umgebaut worden, am liebsten zu Holzschleifereien und Papierfabriken. Die Himmelmühle bei Wolfenstein war seit 1834 Baumwollspinnerei, jetzt ist sie Schokoladenfabrik. Aus der Baumwollspinnerei Flockplatz bei Wolfenstein wurde 1876 eine Pappfabrik. An Stelle der 10 Stockwerke hohen Scharfensteiner Spinnerei nutzen jetzt die Mollwerke die Wasserkräfte der Zschopau, um Fässer aus Eisenblech und Radiatoren herzustellen. Desgleichen nistete sich eine Papierfabrik im Drahthammer Rothenthal bei Olbernhau ein, die Pulverschütte bei Schwarzenberg, 1830 vom Berghauptmann von Herder eingeweiht, stellte schon 1844 ihre Erzverarbeitung ein, ward Schuhleistenfabrik, erzeugte dann Lederpappen und endlich Papier, oder aus dem Geyerischen Vitriolwerk entwickelte sich seit 1876 eine Erdfarbenfabrik. Kurz vor dem Weltkrieg war ja selbst das silberreiche Freiberg gezwungen, den Bergbau stillzulegen und Industrie an seine Stelle zu bringen. Geschicht entwickelte man dort heimische Gewerbe weiter, so die Gerberei, die durch Gerberschule und Ledererfuchtsanstalt gefördert wurde und jetzt seine Lederwaren und Mappen liefert. Außerdem holten die Freiburger fremde Ableger herbei, z. B. die im Erzgebirge hin und wieder aufsteigende Porzellanindustrie. Dieser Versuch aus neuester Zeit zeigt in langsamem Aufbau doch ähnliche Züge wie frühere Petrichsumstellungen im Erzgebirge, die nur infolge plötzlicher Arbeitslosigkeit viel schmerzhafter verliefen.

Wie buntschedig wird das Bild unserer Industrie, wenn man einige der vielen, oftmals nach kurzer Zeit mißglückten Versuche aufzählt, den notleidenden Erzgebirgern Arbeit zu verschaffen! Bisweilen spornte das alte ehrsame Handwerk alle Kräfte an zu Sonderleistungen. In Buchholz wohnten schon im 17. Jahrhundert die Spielfartenmacher. Sie bildeten eine Innung, bezogen ihr Papier aus der Buchholzer Papiermühle und aus Böhmen, beschäftigten auch Frauen beim Malen und Tagelöhner beim Glätten der Karten. Löhniger Uhrmacher bastelten um das Jahr 1770 zum Preise von einem Dukaten eine Taschenuhr aus Holz und Knochen, nur Feder und Kette waren aus Metall. Zur selben Zeit lebten in Oberpfannenstiel und Bernsbach Petschierstecher, und Bernsbach wurde etwas später Hauptort der Feuer- sch w a m m i n d u s t r i e, obwohl auch Pürschstein um 1850 viele Zentner Feuerschwämme nach Dresden sandte und Hundshübel Badeschwämme vertrieb. Ganze Wagenladungen rohen Schwammes kamen aus den Karpathenwäldern und wurden im Erzgebirge zubereitet. Grünhain machte damals Regenschirme, Elterlein Lampenschirme. In Aue fanden viele Leute Verdienst mit der Herstellung und Bemalung von Schnupstabsdosen aus Papiermaché, und bis gegen 1914 drehten und lackierten mehrere Fabriken im Auer Kessel ihre vielbegehrten hölzernen Pfeifenköpfe. Stützengrün und Wolfgrün waren Ausgangspunkte der „Rufbuttergunga“, die aus Pech Ruß sotten und ihn in kleinen Holzfäßchen auf den Handel trugen. Oberwiesenthal hatte als Besonderheit Messerklingen, Haar- und Stecknadeln. 30 Radler saßen noch 1846 dort oben. Von Crottendorf gingen bunte Patentbriefe in alle Lande, Randed bei Mulda war durch Geigenbau berühmt, und vom Zwotatale drang die Musikinstrumentenmacherei nach Silberbach, Schwaderbach und Carlsfeld herüber ins Erzgebirge, während Oberwiesenthal und Scheibenberg Darmsaiten dazu herrichteten. Johanngeorgenstadt hatte schon 1680 der Karlsbader Gegend die Schattullentischlerei nachgeahmt. Immer kunstvoller wurden diese zierlichen, eingelegten Kästchen, die vielfach an Karlsbadreisende verkauft wurden. Endlich gingen die Tischler zu Uhrgehäusen über, und neuerdings sind Büromöbel an deren Stelle getreten. Um Rabenau im Weißeritztale ist seit Jahrhunderten Stuhlbauerei zu Haus; sie hat in Aue und in Brand bei Freiberg ebenfalls Boden gefunden.

Sogenannte städtische Industriezweige haben ihre Fabriken in vielen Erzgebirgsstädten aufgerichtet: Korsette, Fruchtsäfte, Marmeladen, Zigarren (besonders in Joachimsthal), Wachsb Blumen in Olbernhau auf Grund einer dortigen Erfindung, Schokolade in verschiedenen Orten, Würstwaren in Lengefeld sind Erzeugnisse, die nicht im Erzgebirge bodenständig sind. Solche Zufallsindustrien entstehen und vergehen allerdings schnell. In Raschau und Neustädtel ward 1855 die Korsettfabrikation aufgenommen. Sie hat sich kräftig entwickelt, wie wohl sie natürlich ihre Rohstoffe aus Spanien und Portugal beziehen muß. Dagegen ist alteingesessen die Gewehrindustrie von Weipert, die Läufe aus Lüttich bezog und Jagdgewehre, Revolver, Pistolen und Scheibensstutzen anfertigt. Im Wiesenthal, in Löbnitz und Olbernhau bestand diese Rohrschmiederei schon im 17. Jahrhundert. Christian Lehmann nennt einen Oberwiesenthaler Büchsenmacher wegen seiner großen Kunstfertigkeit. Die Büchsen schmiede im Städtchen Löbnitz mußten als Meisterstück gezogene Läufe und Pürschschlösser anfertigen. In Olbernhau begann die Gewehrindustrie 1681. In wechselvoller Geschichte weist sie bald kräftiges Zunftwesen in den starken Innungen der Büchsenmacher und Schlosser, sowie der Büchsenmacher und Tischler auf, bald wird unter August dem Starken eine Manufaktur daraus, endlich 1820 ist die Fabrik

mit Maschinenbetrieb und schroffem Unternehmertum, bis 1857 die Auflösung nötig wird. Lange Zeit versorgte Olbernhau das sächsische Heer mit Flinten. Einige bezeichnende Stücke befinden sich in der Gewehr-galerie in Dresden. Ein eigenartiges Pfropfreis dieser einstigen Industrie ist die jetzt in Olbernhau und Umgebung blühende Fabrikation von Kindergewehren.

Wie die Gewehrindustrie dem Eisen nachging, so wurden die Glashütten von Wald und Quarz ins Gebirge gelockt. 1571 baute Sebastian Preißler auf dem böhmischen Seifen die Glashütte Oberjüngel, 1624 errichtete Christoph Seelig „Weiters Glashütte“, die später zu dem großen Besitztum des Veit Hans Schnorr gehörte und bunte Gläser blies. Das abgelegene Rancy bei Sauerjock besaß ebenfalls eine Glashütte. Aus Heidelberg bei Olbernhau kamen ehemals Spiegelgläser, desgleichen aus dem Fohlenhammer Altgeising im Müglitztal. Brand-Erbisdorf hat eine ansehnliche Tafelglashütte, und 1911 wurde in Flöha die „Falkenhütte“ als Tafelglaswerk gegründet. Carlsfeld nahm 1855 im stillgelegten Hammerwerk Hohlglasfabrikation auf, zuerst mit kleinen Medizinflaschen für Bokfauer Arzneilaboranten. Seit 1869 ward diese Glasfabrik nach und nach mit allen technischen Neuerungen ausgestattet, konnte zahlreiche einheimische Arbeiter beschäftigen und ward so zum Segen für das arme abgelegene Walddorf.

Das alles sind nur die Vorfrüchte und Nebenerzeugnisse der Industrialisierung des Erzgebirges. Die eigentlichen großen, noch heute im Gebirge herrschenden Industrien wie Metallverarbeitung, Maschinenfabrikation, Baumwoll- und Wäscheindustrie, Papiererzeugung, dazu Posamenten- und Stiderei-fabrikation samt der Spikentlöppelei, Schuhmacherei und Spielwarenanfertigung sind sämtlich einer Sonderdarstellung wert.

Städte der erzgebirgischen Heimat.

Von Guido Wolf Günther.

(Fortsetzung aus Nr. 26 der „Erzgebirgischen Heimatblätter“.)

Arnsfeld.

Ob es wohl wahr ist, was mir eine alte Großmutter erzählte vom Namen des Dörfchens? Zwei Brüder siedelten sich am Hange an, dem sich Arnsfeld anschmiegt, um Ackerbau zu treiben. Wie weiland bei Abraham und Lot war aber Streit entstanden darüber, wie das Land verteilt werden sollte. Da nahmen die Brüder jeder ein Kalb, stellten sie nebeneinander und trieben sie mit kräftigem Schlag davon. Das eine trabte links, das andere rechts, und die schwierige Frage war salomonisch weise gelöst. (Auch Kälber finden manchmal treffliche Urteile!) Die Siedelung rechts wurde nun **Ernsts-Feld** genannt nach dem einen der Brüder und behielt ihren Namen mit erzgebirgischer Aussprache bei: Arnsfeld. —

So erzählt die Volksüberlieferung. Aus alten Urkunden läßt sich über den Namen nichts ermitteln; sicher aber gehört Arnsfeld mit zu den ältesten Siedelungen. Schon im Jahre 1380 wird der Ort in einer Schenkungsurkunde von Hans von Waldenburg den „Altarleuten“ von Wolfenstein zugeeignet. Bestimmt wurden der Ort und das Gut Arnsfeld schon vor 1380 gegründet, und so blicken die ältesten Häuser auf ein stattliches Alter zurück. Ein Ortsiegel oder Wappen ist leider nicht zu ermitteln gewesen.

Grumbach.

Ein Schild zeigt weißgrüne Teilung; im oberen, weißen Teile ein Bergmann im Brustbild (schwarz), in den Händen Hammer und Schlägel haltend; im unteren, grünen Teile schlängelt sich krummlinig ein weißer Bach: Das ist Grumbachs Wappenbild. Befriedigen kann das Siegel kaum; es ist wohl eine Verlegenheitschöpfung; mindestens ist der Bergmann am unrichtigen Platze, denn nach neuerer Meinung gehört Grumbach zu den ältesten, weit vor der Bergbauzeit entstandenen Siedelungen. Daß der krumme Bach die Benennung gegeben

hat, möchte billig bezweifelt werden; das Kennzeichen aller Gebirgsbäche ist doch der gewundene Lauf. Aus ihm eine Besonderheit abzuleiten, scheint wenig nachdenklich. Aber sprachgeschichtlich möglicher, — denn „krumm“ wurde auch früher niemals „grum“ geschrieben, — erscheint mir eine andere Deutung: entweder ist „grum“ (mittelhochdeutsch = Schreck, Graus) die Stammsilbe oder „gruz“ (mhd. der Kies, Sand); beide Deutungen lassen sich in Anlehnung an Schwarzbach und Steinbach verteidigen, und es ist die Entstellung in „grum“ eher anzunehmen, als die Ableitung aus „krumm“. So wäre die Siedlung im Miriquididi dort entstanden, wo der Bach inmitten schauerlicher Wildnis sich seinen Weg mühsam suchte oder wo — wie bei Steinbach — die natürlichen Hindernisse, die Steine, vom strudelnden Wasser zu Gruf oder Kies zerrieben wurden.

Schmiedeberg.

Liegt da ein alter, uralter Stein mitten im Brombeergerank. Mit roten Bäckchen schielen die Beeren hinab auf den wunderlichen Einsiedler, der es sich nur widerwillig gefallen läßt, wenn schillernde Eidechsen auf ihm sich sonnen. Und manchmal, da wird dem Gezieler angst und bang um den alten, morschen Stein: das ist, wenn aus der Schmiede drüben klingelnder Hammerschlag gezogen kommt und zwischenhinein wie eines härtebeigigen Waldgeistes Stimme der große Hammer grollt. Da dehnt sich der alte, müde Stein und wird wieder jung und wächst hinauf zu stolzer Höhe! Wie einst, da er der Firnstein war in der oberen Bergschmiede! Und unter sich hört er's dröhnen und stampfen und hämmern, daß in allen Fugen die Steine weichen möchten. Aber er duldet es nicht, er, der wuchtige Firnstein, — er hält die Steine zusammen durch seine krönende Last, er hält die Schmiede zusammen und schützt die feuerverbrannten, hammerschlagzähnen Bergschmiede vor Einsturztod und Hungersnot! —

Und liegt nun weggeworfen, vergessen inmitten giftlauer Ottern und einfältig verspielter Eidechsen, die keine Ehrfurcht vor dem moosgrauen Stein haben. Tröste dich, alter Geselle: dein Los ist nicht selten, weil es menschlich ist!

Steinbach.

Schwelend zieht der Schwadenrauch brennender Kohlenmeiler durch den Wald. Rauhe, uns unverständliche Laute weisen auf Menscheniedelung inmitten des Hochwaldes hin. Und wahrlich, dort, wo der Bach sich strudelnd und sprühend durch ein Gewirr großer und kleiner Steine hindurchzwängt, haust in moosversteckter Hütte eine Sorbenfamilie. Einziger Erwerb ist für sie die Holzkohlenbrennerei, einzige Gesellschaft die Tiere des Waldes, die zutraulich in nächster Nähe dieser Menschen äßen und spielen und singen. Einsiedlerlos! — Dann aber kommen auch hier herauf deutsche Siedler und roden und bauen, und bald reihen sich am Steinbach entlang deutsche Hausungen. Die Meiler aber rauchen lustig weiter, nun von deutschen Köhlern gebaut und bewacht; die Uransiedler aber gingen auf im neuen Volk und ließen hier und da nur ein Sprachzipflein übrig zum Andenken.

Ein altes Gerichtssiegel zeigt zwei Häuser, die fast Pfahlhäusern ähnlich sehen und links davon Bäume; im Vordergrund fließt Wasser. Sollten die Ufer des Steinbaches so lumpig gewesen sein, daß die ersten Siedler auf Pfahlrosten bauen mußten? — Da Siegelbilder nicht die zuverlässigsten Geschichtszeugen sind, wollen wir das Rätselraten lieber aufgeben und uns damit begnügen, daß im Altar der Steinbacher Kirche die Jahreszahl 1382 steht. Ehrwürdigen Alters genug, gelt? —

Die „Obererzgebirgische Zeitung“,
darf in keiner Familie fehlen.



De Wartehall'. (Nachdruck verboten.)

Es fährt sich mit der Schmalspur-Bah'
 راحت schie ins Erzgebirge nah;
 mer kaa gemietlich drauß'n schtiehe,
 sieht zenstrüm¹⁾ alles grüne — blühe,
 un weil's su راحت hübsch sachte gieht,
 hot's aah kaa Eil' . . . mer kimmt noch miet.

Hält's Züg'l in der Schtaziu,
 brängt's aah kenn Mensch'n aus der Ruh,
 paar Kistle war'n miet ei' geloden,
 dann hult's Maschin'l wieder Oten²⁾;
 der Postbut' setzt zerück sen'n Fuß —
 „Abfahrt!“ . . . „Na, soogt en'n راحت schin'n Gruß!“

Andersch is, wenn der Fast-Tag sei!
 Do tritt meistens Verschpeeting³⁾ ei'.
 Der Leit hoom alle schu der Karten,
 nu traten se, un warten — warten,
 se schtiehe, wie uff Ruhln drbei:
 „Der Teif'l hul die Bummellei!“

Su ging's ah, wie mei Sääf-Gotthold
 der Feiertog nooch Chamz nei wollt',
 dar schtand do mit sen'n Kasebündel
 e gut geschloong's Dreivärtelschündel.
 Kaa Wunner, wenn zur Schimpferei
 der Gotthold gob sei Taal miet bei.

Do kam vorbei e Strecken-Maa.⁴⁾
 Mei' Gotthold — wie e Gauderhah' —⁵⁾
 jung aa', off dan Karri luszewattern . . .
 's ganze Zeig wollt'r zerschmattern;
 mer schtänd' do — für sei schienes Gald —
 wie su e Horn-Dahs off'n Fald!

„Ganz راحت!“ saacht do der Bahner laut.
 „Wozu is dā 'ne Wartehall' gebaut?
 Denken se dā, mir sammeln Sprig'n?
 Odr, se wär' für'n alten Frik'n? — —
 Su lang, wie mir die „Wartehall“ do hoom,
 gib't's „Wartezeit!“ . . . Se könn' mirsch gloom!“

Nu war ze Ruhe der ganze Schtreit,
 der Maa war doch — waß Gott — gescheit;
 stolz ging'r nooch sen'n Schupp'n feeter,
 mei Gotthold — wie e dummer Peter —
 guckt noch lange hintern har:
 „Wie ich e Esel . . . oder dar!“

Bernhard Brückner, Leipzig.

¹⁾ ringsum. ²⁾ Atem. ³⁾ Verspätung. ⁴⁾ ein Streckenarbeiter.
⁵⁾ Truthahn.

Die falschen Rehposten.

Von Hans Siegert, Leipzig.

Die Klingel an der Haustür „geht“.

Der Förster horcht. Am Schritt erkennt er Barthel, den
 Waldwärter. — Daß Barthel so zeitig kommt, fällt nicht wei-
 ter auf. Denn Waldwärter und Waldarbeiter kennen die Art

ihrer Försters: Sobald am frühesten Morgen das erste Rauch-
 wölkchen aus der Esse des Försthauses aufsteigt, ist er für sie
 zu sprechen.

„Guten Morgn mitenanner, Harr Färschter!“

„Guten Morgen, Barthel. Seß Er sich!“

Barthel setzt sich umständlich auf die Bank zwischen Tisch
 und Wand und räuspert sich ein paar Mal kräftig. Dann streicht
 er den schwarzgrauen Schnauzbart, der von der Oberlippe her-
 unterhängt wie eine Thüringer Rotwurst, entschlossen auf die
 Seite, als wolle er Platz schaffen für die kommenden Worte.

„Was bringt der Barthel?“ fragt der Förster.

„Harr Färschter, mei schönster Harr Färschter — oder
 sei: nißcht für ugut — hm 's gieht net annersch — naa, 's gieht
 net annersch; dos bie ich mir un meiner Fraa schillig — epper
 net Harr Färschter?“

„Schon recht, Barthel; also: wo drückt Ihn der Schuh?“

„Jawohl, Harr Färschter, oder namme Se's sei net u'-
 gütig —“

„I Gott bewahre! Was gib't's denn? Will der Barthel
 etwa einen Tag Urlaub haben?“

„Naa, Harr Färschter, dosmol net; die Sach liegt annersch
 Naa, Harr Färschter, Urlaub brauch ich Gott sei Dank net
 Ich brauch kenn Urlaub —“

„Na also, was denn? Nur heraus damit!“

„Harr Färschter, mei lieber Harr Färschter —“

„Ganz recht, Barthel, aber nun schnell, ich muß in den
 Dienst!“

„Harr Färschter — hm — ich ho mir die Sach doch awink
 lechter fürgestellt —“

„Was hat Er denn verkehrt gemacht?“

„Nißcht, Harr Färschter; nißcht hob ich verkehrt gemacht;
 naa Harr Färschter, ich bie, Gott strof mich! uschillig wie a nei-
 gebornes Schrs! Naa — oder raus muß's, un wenn's geleich
 ne Kopp kosten tut: Harr Färschter, doß ich's nār sog: Dr Krug
 aiecht asulang zum Wasserhul'n bis er zerbricht! Jawohl, bis
 er zerbricht!“ — Guten Morgn, Harr Färschter!“

Eilig steht der Waldwärter auf und geht.

Der Förster kann sich das Gebaren Barthes nicht recht er-
 klären. Anfangs hat er geglaubt, der Waldwärter habe irgend
 im Walde einen verkehrten Streich vollführt, etwa versehener-
 weise statt eines Rehbocks eine Rinde geschossen. In solchen
 Fällen pflegen ihm die Worte auch ein wenig rostig aus der
 Kehle zu kommen. Aber damit ist heute sicher nichts. Und doch
 möchte der Förster gern wissen, was Barthel eigentlich auf dem
 Herzen hat.

„Barthel!“ ruft der Förster.

„Harr Färschter!“ klingt's aus dem Hausflur zurück.

„Der Barthel soll noch einmal herkommen!“

„Jawohl, Harr Färschter!“

„Jetzt sage Er mir kurz und bündig, was Ihn zu mir
 geführt hat.“

„Harr Färschter, oder namme Se mir'sch sei net übel!“

„Die Einleitung kann er weglassen!“

„Harr Färschter — ich verklog — ich verklog Ihr' Fraa!“

„Wie, Barthel?“

„Harr Färschter, 's gieht net annersch: Ich verklog Ihr
 Fraa!“

„Recht so, Barthel! Wenn sie's verdient hat — in Gottes
 Namen.“

„Dos hat se, Harr Färschter!“

„Was hat sie denn verbrochen?“

„Se hot mir, mit Respekt ze soong, Zienglorbern in Schrut-
 beitel neigeta.“

„Der Barthel ist nicht gescheit.“

„Harr Färschter, wenn ich's sog! Zienglorbern hot se
 mir in Schrutbeitel neigeta.“

„Dann hilf't's nichts. Dann muß sie der Barthel verklagen!“

(Förstehung folgt.)